

den Verhandlungen trotz alledem mit dem Vatikan nötig sein, um gewisse Vereinbarungen von 1933 den veränderten Verhältnissen anzupassen. Nehmen wir an, dies alles käme zu einem guten Ende. Die Österreichische Volkspartei ist ohnehin keine ausgesprochen christliche Partei. Sie setzt sich in der Hauptsache aus drei Bündeln zusammen, die drei Wirtschaftsgruppen darstellen: Bauern, Handel, Arbeiter, deren Mitglieder freilich mehrheitlich die Grundkonzeptionen der Kirche über den Menschen, das Verhältnis von Autorität und Freiheit, den Staat bejahen dürften. Wenn es nun den Anschein hat, als bejahe die SPÖ im Wesentlichen dieselben Grundkonzeptionen – nicht weil die Kirche sie lehrt, aber dieselben, welche die Kirche lehrt –, warum sollte ein Katholik nicht ruhigen Gewissens dieser Partei beitreten aus irgendwelchen praktischen oder personellen Erwägungen? Jedenfalls erhofft sich die SPÖ einen solchen Einbruch in die katholischen Kreise und die Kirche beschränkt sich auf Hinweise allgemeiner Art: «Wenn die SPÖ zu einer Art Labour Party sich wandeln sollte», und dergleichen mehr.

In Deutschland, der Bundesrepublik, liegen die Verhältnisse nicht so einfach. Immerhin ist auch hier ein deutliches Abrücken von der marxistischen Doktrin festzustellen. Soeben spielt sich im «Vorwärts», dem Parteiorgan der SPD, eine Aussprache über das Sozialisierungsprogramm ab. Hermann Wolters erklärt die Sozialisierung als überholt. Er fordert neue Mittel und Wege, eine neue Eigentumsbildung, eine harte Wettbewerbsordnung, öffentliche Monopolaufsicht, Förderung gesellschaftlicher Wirtschaftsformen, Ausbau der Wirtschaftsdemokratie. Damit greift der Bremer Wirtschaftssenator ein Postulat der Labour Party in England auf, die das wirtschaftliche Leben immer mehr mit gewerkschaftlichen Einflüssen durchdringen will. Ein Machtmonopol gefährlicher Art kann daraus entstehen. Wenn Wolters nun auch kein weißer Rabe in der SPD ist, so steht er doch keineswegs auf dem linken Flügel der Partei. Trotzdem, immer weitere Kreise anerkennen das Privateigentum und rücken tatsächlich von dem Gedanken der Sozialisierung ab. Männer, die keineswegs marxistisch gebunden sind, rücken in den Vordergrund, wie der Berliner Bürgermeister Brandt, der Württemberger Professor Carlo Schmid oder auch Dr. Adolf Arndt. Immer akuter wird zumal in Kreisen der Intellektuellen die Frage, ob nicht die SPD sich den Katholiken als durchaus ebenbürtige Wahlmöglichkeit anbieten könnte vom Standpunkt des Glaubens aus, neben der CDU oder der CSU – und noch viel mehr verlangt die SPD nach einer solchen direkten oder indirekten Anerkennung von Seiten der christlichen Kirchen. Zumindest aber scheint eine neue gegenseitige Abgrenzung erforderlich.

Diesem letzten Zweck dienten Aussprachen zwischen Katholiken und Sozialdemokraten in der Katholischen Akademie in München anfangs Januar dieses Jahres, die in der Presse ein gewaltiges Aufsehen erregten. Es handelte sich dabei nicht um eine offizielle Begegnung der CDU und der SPD; ebensowenig um eine offizielle Begegnung der katholischen Kirche mit der deutschen Sozialdemokratie. Das muß ausdrücklich betont werden. Es ging vielmehr um ein privates Gespräch, bei dem sich allerdings bedeutende Vertreter der katholischen Kirche mit solchen der SPD trafen, um auf hoher Ebene mehr theoretisch und grundsätzlich als praktisch den heutigen gegenseitigen Standpunkt abzugrenzen. Dabei hatte die katholische Seite den Vorteil, daß sie leichter Gesprächspartner finden konnte, die keine Parlamentarier waren, als die SPD. Diese waren nämlich weniger in Gefahr, anhand parlamentarischer Erlebnisse auf Kasuistik, auf «Fälle», hinabzusinken, die zur grundsätzlichen Klärung nichts beitragen konnten. Von katholischer Seite passierte ein solcher Lapsus nur einmal einem prominenten CDU-Mann, der den «Fall» der Rheinhausener Rede des Bischofs von Münster vor den Bundestagswahlen anführte, mit der Wirkung, daß er Streitluft und sogar – das einzige Mal in München! – Zwischenrufe weckte, ohne zur grundsätzlichen

Klärung der Naturrechtsfrage fruchtbar zu sein. Trotzdem darf gesagt werden, daß sich im Ganzen auf beiden Seiten das Gespräch auf hoher Ebene hielt.

Nennen wir einige Gesprächspartner: Auf katholischer Seite: Prof. G. Gundlach S.J., Dozent an der Päpstlichen Universität in Rom; Prof. von Nell-Breuning S.J., Dozent an der Universität Frankfurt a. Main; Prof. Freiherr von Pölnitz, Minister a.D., Süsterhenn. Auf sozialdemokratischer Seite: Prof. Carlo Schmid; Prof. Weisser, Köln; der bayrische SPD-Chef W. v. Knöringen; Dr. Adolf Arndt. Dazu waren als Zuhörer viele prominente Persönlichkeiten von beiden Seiten erschienen.

Den Reigen eröffnete Prof. Gundlach (sein Referat wie auch dasjenige von Prof. von Nell-Breuning findet man vollinhaltlich in den «Stimmen der Zeit», Februar 1958): Er legte seine Ausführungen sehr hoch an im Sinn dieser Tagung, aber vermutlich nicht in Richtung der Erwartungen seiner Partner. Er betonte in klarem Aufbau vier Forderungen der Kirche, besser würden wir sagen, einen vierfachen Beitrag der Kirche zum sozialen und gesellschaftlichen Leben: 1. Die Verkündigung «der Gottebenbildlichkeit der menschlichen Person, wodurch allein der Gegenseitigkeit der Menschen auf objektive Wertfülle hin, also dem Sozialen als Solidarität, die innere unzerreißbare Begründung zukommt». 2. Die Verkündigung vom Recht der Person, dessen Wurzel wieder in der Gottebenbildlichkeit liegt. Weshalb die Kirche auch stets die soziale, solidarische Verbundenheit als Rechtsbeziehung hervorhob und dementsprechend im Organisieren menschlichen Zusammenlebens immer nach Ausgewogenheit von Autorität und Freiheit suchte. Das Prinzip der Rechtssicherheit also verdanken wir ihr. 3. Durch ihr «Mitsein» in Gesellschaft und Geschichte, durch ihr Festhalten an der wahren Natur des Sozialen, an seiner Verankerung im Menschen als Person schützte die Kirche auch die Auffassung vom Staat vor jener «Entwesung», von der man heute spricht. «Staat» ist nach ihrer Auffassung ein Gebilde objektiven Zwecks: die Rechtsordnung verlangt notwendig den Gebrauch und den Bestand der Personrechte, die mit dem Sozialen gegeben sind. Staat ist also «die notwendige Projektion des ontologischen Seins- und Wertbestandes des ‚Sozialen‘ ins Organisierende und Organisierte». Staat ist darum nur möglich, wo ein Minimum an Gemeinsamkeit von Grundwerten, vollinhaltlich bestimmten Personrechten, die unantastbar sind, vorhanden ist. Fallen die Auffassungen vom Sinn des Menschen und der Gesellschaft pluralistisch auseinander, «ist dennoch ein Ausgleich über unantastbare, der Abstimmung entzogene Grundwerte und Grundrechte, ein Ausgleich der Toleranz in dem, was für alle gelten soll, möglich und nötig, wenn überhaupt Staat, demokratischer Staat sein soll».

Das «Mitsein» der Kirche, das letztlich ein theologisches Faktum darstellt, umschreibt Gundlach also: «Der politische Mensch ist als Katholik von der Kirche umfaßt und zwar wesentlich, weil die Kirche in einem von Gott gewollten Sinn das Lebensprinzip der menschlichen Gesellschaft ist. Dies ist gemeint im Sinn einer vom Erlösergott gesetzten Koexistenz, eines inneren Mitseins der Kirche in der menschlichen Gesellschaft und Geschichte, wobei die in der Gesellschaft und allen ihren Bezirken gegebenen, vom Schöpfergott stammenden Eigengesetzlichkeiten oder objektiven Sinnzusammenhänge nicht aufgehoben, sondern im und durch das Mitsein der Kirche geschützt und gefördert werden.» Das Mitsein bedeutet also nicht Theokratie, nicht religiös begründeten Integralismus und Totalitarismus, auch nicht Klerikalismus. Die Hierarchie unterstützt subsidiär die in den einzelnen Bezirken stehenden Laien.

4. Endlich wird es immer Auffassung der Kirche sein, daß der Staat in seinen Maßnahmen dem Menschen immer als Ganzem begegnen muß. Nie darf der Mensch «mechanistisch in verschiedene Sphären der Anliegen» zerfallen. Dies ergibt sich als Schlußfolgerung aus dem dritten Punkt.

An dieser katholischen Auffassung vom Wirken der Kirche mißt nun Gundlach den Sozialismus, das heißt er befragt ihn, wie er sich zu ihr stelle. Er befragt ihn, weil es ja nicht klar ist,

wie weit sich die Sozialdemokratie von ihren einstigen Haltungen gelöst hat. Er befragt ihn aber nicht rein abstrakt, gleichsam mit einem Fragebogen, der sich ebensogut auch an andere richten könnte, sondern konkret, das heißt ausgehend von seiner Gestalt, die er tatsächlich wenigstens früher besaß. Dabei wiederholt er nicht Dinge, die offensichtlich sind. Daß der Demokratische Sozialismus vom Determinismus, von der Wirtschaftsdiagnostik, vom Klassenkampf abgerückt ist, weiß jedermann. Es fragt sich aber, ob er ebenso von seiner einstigen liberal-rationalistischen Komponente abgerückt ist. Immer schon hat Gundlach (und nicht allein er) diese These vertreten. Aus dieser Komponente erklärt er seit vielen Jahren, wieso der auf Karl Marx zurückgehende Sozialismus sich später aufteilte in «Kommunismus» und «Sozialismus». Die These ist von Karl Marx her zeitgeschichtlich fundiert und zieht außerdem noch herbei, daß die im «Kapital» gegebenen vier Thesen über die Zukunft der «kapitalistischen Wirtschaft» von den zwei Gruppen der Erben Marx' anders und anders akzentuiert werden.

Nun aber löste der neuzeitliche Liberalismus im Gegensatz zu Punkt 1 «laizistisch und säkularisierend die Gesellschaft als solche gegen alle Wahrheit von Gott ...», er löste das Soziale individualistisch, subjektivistisch auf in reinen Nominalismus oder Funktionalismus letztlich quantitativ bestimmbarer Kräfte». Es wird also auch an den Sozialismus die Frage zu stellen sein: Ob er im Sozialen «lediglich die denkbar vernünftigste, das ist produktivste Organisation von Individuen» sehe?

Zu Punkt 2 hat der Liberalismus das Prinzip der Rechtssicherheit als «Palladium gegen die Willkür jeglicher Autorität verstanden». Er löste aber gegen alle Wahrheit die gesellschaftliche Verbundenheit und Autorität vom göttlichen Wurzelgrund und so nahm er dem Prinzip der Rechtssicherheit die feste Verankerung. Aber nicht nur das: er entzog dadurch «den Schutz durch dieses Prinzip jedem absolut fundierten Recht». So dient er der «falschen Majestät des positiv menschlichen Gesetzes, des logisch kohärenten Systems von Rechten als Verkehrsregeln unter den Menschen». Er tritt gegen das Naturrecht und gegen das positive göttliche Gesetz auf, die beide die liberal verstandene Rechtssicherheit gefährden. Wiederum wird also zu fragen sein, ob sich der Demokratische Sozialismus nicht nur von der materialistischen Komponente des Marxismus, sondern auch von der liberalen theoretisch und praktisch löst.

Zu Punkt 3: Der Sozialismus rühmt sich heute, keine «Weltanschauungspartei» mehr zu sein. Aber nach dem oben Gesagten muß man sagen, daß im demokratischen Staat alle Parteien notwendig «Weltanschauungsparteien» seien, das heißt einer bestimmten Auffassung vom Sinn des Menschen und der Gesellschaft folgen, «denn indem die echte politische Partei als solche notwendig auf den Staat, also auf ein Wert- und Zweckgeladenes bezogen ist, kommt sie aus dem sogenannten Weltanschaulichen gar nicht heraus». Des Demokratischen Sozialismus «Weltanschauungsfreiheit» läßt also die Frage aufkommen, ob er eine vom Katholiken annehmbare Auffassung von der Natur des Staates habe.

Was endlich das Mitsein der Kirche betrifft, so wird er zu fragen sein, «nicht ob er die katholische Sicht von der Kirche habe, wohl aber, ob er die von der katholischen Kirche vertretenen Prinzipien der natürlichen Vernunft über Gesellschaftlichkeit, Rechtsordnung, Freiheit und Autorität und den Sinn des Staates anerkenne». Abschließend urteilt Gundlach darum also: «Wenn der Papst (in «Quadragesimo anno») zum Urteil kommt, daß jeder Sozialismus mit der Lehre der Kirche unvereinbar ist, so liegt dies zum tiefsten an der Auffassung des Sozialismus als einer laizistischen, säkularisierend auftretenden Form proletarischen Liberalismus'. Solange der Demokratische Sozialismus diese Sachlage nicht theoretisch und praktisch klärt, wird man das Urteil des Papstes auf ihn anwenden müssen.»

In einer Besprechung der Tagung sagt der Geistl. Rat Dr. Emil Muhler, selbst ein eifriger und vielgeschätzter Soziologe, im bayrischen Klerusblatt: «Hier wäre der Punkt gewesen, an dem das Gespräch hätte einsetzen müssen. Was ist die Gesellschaftsauffassung des freiheitlichen Sozialismus? Hat er überhaupt eine Gesellschaftsauffassung, und wenn ja, steht diese mit der katholischen Gesellschaftsauffassung in Widerspruch oder nicht? Solange auf diese Frage keine Antwort gegeben wird, ist für uns Katholiken der freiheitliche Sozialismus uninteressant.» Es wird Dr. Muhler zugestehen sein, daß diese Frage keine klare Antwort auf der Tagung erfuhr, obwohl – wie er selbst nachdrücklich betont – auch alle weiteren Referate sehr viel Interessantes boten und zum wenigsten im Praktischen eine starke Annäherung der Standpunkte aufwiesen. Auch P. von Nell-Breuning legte großes Gewicht darauf, zu zeigen, daß sich in manchen Punkten die katholische Soziallehre gewandelt habe und keineswegs ein perfektioniertes Sozialsystem bieten könne: «Da keine Seite eine fertige Lösung aufzuweisen hat, so muß es nicht von vorne herein ausgeschlossen sein, sich gemeinsam an eine Lösung heranzuarbeiten.» Insofern also hat die Tagung zweifelsohne Möglichkeiten einer fruchtbaren Zusammenarbeit sichtbar werden lassen. Andererseits betont auch Prof. von Nell-Breuning, daß das, was «unverzichtbares Gemeingut der christlichen Soziallehre ist», bereits «eklatante Konflikte in sich birgt mit dem, was heute weithin herrschende und öffentliche Meinung ist. Darüber gebe man sich keiner Täuschung hin.»

Von sozialdemokratischer Seite ging auf die Fragestellung Gundlachs am deutlichsten Dr. Arndt ein, der von der Partei beauftragt ist, das neue Grundsatzprogramm auszuarbeiten. Er gab das Fehlen einer sozialistischen Staatslehre zu, bezweifelte aber, daß das Ausbilden einer eigenen Staatstheorie im Bereich der Möglichkeiten einer politischen Partei liege; denn diese sei notwendig immer in der Reform. Sodann wandte er sich gegen eine Auffassung, welche die Forderungen des Naturrechts mit den Grundsätzen einer Partei vom Staat gleichsetzen würde. Das Naturrecht fordert nicht, daß der Staat demokratisch sein muß. Eine politische Partei hingegen kann das Demokratische zu ihrem Prinzip erheben. Es kann also für eine politische Partei etwas Prinzip sein, was für die Kirche als Prinzip nicht möglich ist.

Die heutige SPD bejahe die Demokratie als Wertprinzip. Sie bejahe somit auch den Staat als einen Wert und verstehe ihn in unlösbarer Zusammengehörigkeit mit dem demokratischen Prinzip als eine unlösbare Partnerschaft mündiger Menschen im politischen Sachbereich. Darum setze auch das Abstimmen auf demokratischem Weg die Einigkeit über unabstimmbare Werte und die Unbedingtheit dieser Werte voraus. Wenn Prof. Gundlach mit seiner Forderung einer Weltanschauungspartei gemeint habe, daß alle politischen Entscheidungen auch sittliche Entscheidungen seien und daß es keine Entscheidung ohne ethische Motivierung gebe, dann bestehe über diesen Punkt Einigkeit, nur würde die SPD dies noch nicht als Weltanschauung bezeichnen. Eine politische Partei müsse einen Grundbestand gemeinsamer politischer Überzeugungen haben, das heißt auch eine Bindung an Werte. In der Staatsvorstellung der SPD bestünden bestimmte Werte als absoluter Wert. Wenn man das Weltanschauung nennen wolle, dann wäre die SPD eine Weltanschauungspartei. Sie sei keine wertfreie Partei und denke sich auch keinen wertfreien Staat. Sie lehne aber die Verpflichtung des Menschen auf etwas Totales, das sein ganzes Leben beherrsche, ab. Eine politische Partei dürfe den Menschen in ihrem Sachbereich nicht normen und festlegen.

Arndt verfolgte im übrigen die Absicht, zu zeigen, daß ja auch in der CDU im «Naturrecht» Katholiken und Protestanten nicht übereinstimmen, trotzdem aber zusammengehen können. Also könne darin auch kein Hindernis für den Katholiken innerhalb des «Demokratischen Sozialismus» liegen.

Dieses gewiß wertvolle Votum zeigt, daß wenigstens Arndt persönlich «Recht» zwar nicht von der Moral (als zwischenmenschlicher Norm des Gerechtheits), aber ganz von der Religion trennt als einer individuellen Sache. Somit übersieht er auch «Kirche» als bekenntnismäßige Objektivität und Institution.

Dies läßt uns zum Vergleich an einige Beiträge denken, die in letzter Zeit in der *Schweiz* von liberaler Seite veröffentlicht wurden. So fand sich am 10. Februar in der «Neuen Zürcher Zeitung» eine mit SFP gezeichnete Glosse: «Konfessionelle Parteien», die im Anschluß an Gustav Heinemanns unselige Rede im deutschen Bundestag folgende Betrachtung anstellt:

«Der Liberalismus hat gegen die Betonung der ethischen Werte des Christentums in der Politik nicht nur nichts einzuwenden, sondern fordert sie ausdrücklich. Er ist der Überzeugung, daß ohne ein moralisches Fundament nicht auszukommen ist, und hat dafür wohl die stärkste Grundlage geschaffen, indem er jede Emanzipation der öffentlichen von der privaten Moral bekämpft. Während die ‚christlichen‘ Parteien das Christentum zu einer Angelegenheit der Politik machen wollen, setzt der Liberalismus umgekehrt christliche verantwortungsvolle Persönlichkeiten voraus ... Das Christentum ... ist keine Wirtschafts- oder Staatslehre, weshalb auch alle christlichen

Parteien nicht ohne ideologische Anleihen bei andern Parteien auskommen.»

Dr. E. Bieri schreibt in einem großen Artikel («Freisinnige Politik – heute») in der «Neuen Zürcher Zeitung» vom 22. Februar zu unserem Thema: «Der Liberalismus ist eine Lehre, mehr, eine Praxis der Methoden des menschlichen Zusammenlebens. Er läßt jedem die Freiheit innerhalb der Schranken der Freiheit des Ganzen und verzichtet ausdrücklich darauf, das Weltbild, den Lebensstil oder die Religion an seine politische Doktrin zu binden oder umgekehrt seine politische Doktrin von einem metaphysischen System abhängig zu machen ...» Trotzdem betont er: «Man kann nicht die Institutionen der Demokratie haben, ohne auch das geistige Fundament, nämlich die liberalen Ideen und die liberale Gesinnung haben und hegen zu wollen.» Das könnte Dr. Arndt fast wörtlich in sein Parteiprogramm übernehmen. Die Zitate ließen sich vermehren, die Gundlachs These von der liberalen Komponente im Sozialismus bestätigen – aber ebenso die Frage nahelegen: Wenn schon die Katholiken vom «Demokratischen Sozialismus» verlangen, daß er sein liberales Erbe revidiere, bevor er auf starken katholischen Zuzug rechnen könne, warum sollte ein Gleiches nicht gelten gegenüber immer schon liberalen Parteien? M. G.

Wege zu Christus

Der fünfte Weg: das Erbarmen

Es ist nicht leicht, in der Liebe zu bestehen, sie zum Existenzakt zu machen: das bringt Leid mit sich, manchmal untragbar schweres Leid. Wenn die Liebe in einem Menschen ganz tief geworden ist und die Angriffe der Selbstsucht überstanden hat, dann wird sein Innerstes mit Leid und Not überschüttet. Die Menschen merken die Selbstlosigkeit und Offenheit des Herzens und von überall her suchen sie bei ihm Verstehen, Wärme und Hilfe. Es ist manchmal leicht, zu helfen und mit kleinen Dingen große Herzensdienste zu erweisen. Sehr oft wird aber die Hilflosigkeit des Liebenden übergroß: Menschen kommen zu ihm mit leid-durchfurchtem Gesicht und er steht machtlos da, ohne helfen zu können. Ergreifend konnte Dostojewskij diese Not schildern: wir denken an die Szene aus den Brüdern Karamasow, wo Staretz Sossima die Frau zu trösten versucht, die ihr Söhnchen verloren hat. Wenn das Leid so tief geht, dann kann man anders nicht helfen, als daß man mitleidet. Die wirklich Liebenden haben diese schmerzliche Erfahrung oft gemacht. Sie werden durch ihre Liebe zur letzten Zuflucht der Existenz. Alles geht ihnen nahe. Das Leiden des Kindes erscheint vor ihnen in seiner tiefsten Furchtbarkeit. Die Augen des Liebenden sind auch den ganz kleinen Tragödien des Alltags geöffnet, Tragödien, die vielleicht größer sind als die großen. Und sie suchen nach Mitteln, um helfen zu können, nach Möglichkeiten, um die Herzen beruhigen zu können. Sie schaffen tatsächlich viel Leid aus der Welt und heilen viele Wunden. Aber einmal erreichen sie die letzten Tiefen des Leides und dann sind sie machtlos. Das einzige, was sie tun können, ist ihr Herz zu öffnen, um alles Leid hereinströmen zu lassen und in diesem Mitleiden zu verharren, bis der Leidende sich gehoben findet, weil ein Anderer sein Leid mitträgt. Es ist wichtig, zu sehen, daß dieses Mit-Leiden nicht als Gefühlsansteckung, Teilnahmebereitschaft, Rücksicht oder Zartgefühl verstanden werden kann. Im Mit-Leiden wird ja das Psychische gleichsam durchbrochen und etwas Metaphysisches berührt: das Erbarmen. Dieses ist der letzte Akt der Liebe, die wirklich die Ichhaftigkeit überwunden und sich dem Andern ausgeliefert hat. Das Wort Erbarmen findet heute nicht viel Anklang. Es ist aus unserem Sprachgebrauch ver-

schwunden oder bezeichnet bloß eine rührselige Schwäche. Im Hebräischen wird für das Erbarmen das Wort «rahamim» gebraucht. Dies ist die Mehrzahl von «reham», das Mutter-schoß bedeutet. «Rahamim» bedeutet also zunächst jenes Gefühl, das eine Mutter ihrer Leibesfrucht gegenüber empfindet. Durch dieses Bildwort ist mehr als ein psychologischer Zustand ausgedrückt; jene Seinsverbundenheit ist hier angedeutet, die im Bereich der Mütterlichkeit gedeiht: eine Seinsverbundenheit mit einem Hilflosen, dessen Leben von einem abhängt. Es ist eine verwundbare, ja wesentlich wunde Liebe. Unzertrennbarkeit, Seinsverbundenheit und Seinsinnerlichkeit sind Begriffe, die in diesem Wort mitschweben.

Man wird diesen philologischen Exkurs verzeihen, hat er uns doch zu dieser zentralen Aussage geführt: in der Tiefe der Liebe west eine Innerlichkeit, aus der wir dem Hilflosen als solchem begegnen können, in der eine innere, das Psychologische durchbrechende und seinsunmittelbare Verbundenheit mit diesem gegeben ist. Diese Innerlichkeit wird in uns berührt, wenn ein Leidender in seiner Verfallenheit vor uns steht und uns zum Mit-Sein anruft. Wir fühlen uns zutiefst verpflichtet, obwohl vielleicht der Anruf gar keine Verpflichtung geltend macht. Zugleich fühlen wir die Angst auf diese Verpflichtung einzugehen, weil wir voraussehen, daß wir an dieser Hilflosigkeit noch tiefer teilhaben werden als der Anrufende. Das Leid des geliebten Wesens verbraucht uns mehr als das eigene. Unser Dasein ist mehr durch die fremde, als durch unsere eigene Gebrechlichkeit bedroht. Trotzdem antwortet die Liebe mit dem Erbarmen. Und das ist wohl das größte, was ein in seinem Wesen durch die Vergänglichkeit bedrohtes Dasein dem andern geben kann.

Aus diesem Quell, aus der Liebe, fließen die Taten des Erbarmens, und zwar immer bis an die Grenze des Möglichen. Wesenseigenschaft des Erbarmens ist nämlich, daß es sich auf eine vollkommene Aufhebung des Leides richtet. Es bestehen natürlich Abstufungen in der Hilfsmöglichkeit, aber selbst dort, wo aus der inneren Gestalt des Leides heraus jegliche Hilfe unmöglich ist, bleibt die Unbedingtheit des Helfenwol-

lens gültig, ja erreicht ihre letzte Tiefe. — Dies scheint die Gestalt des menschlichen Erbarmens zu sein, gewonnen aus der Sphäre der menschlichen Erfahrung. Jetzt bleibt als Aufgabe, diese menschliche Kategorie auf Jesus Christus anzuwenden.

Zuerst scheint uns, daß das gewonnene Bild des menschlichen Erbarmens in der Gestalt Jesu ganz aufzufinden ist. Ja, es steigert sich unheimlich; es tritt das Phänomen des Wunders zum Vorschein und damit eine ungeheure Erweiterung der Hilfsmöglichkeit. Das zweite jedoch — sonderbar und unbegreiflich — ist dies: obwohl er wesenhaft gesteigerte Hilfskräfte besitzt, begrenzt er die Hilfeleistung. Diese Erscheinung ist aus dem Wesen des Erbarmens heraus nicht zu begründen. Jesus verfügt über Kräfte, die es ihm möglich machen, das Leid der Hilflosen aufzuheben. Davon macht er, abgesehen von einigen, relativ vielen, aber in Anbetracht des Vermögens recht wenigen Fällen, keinen Gebrauch. Die einzige Möglichkeit, dies verstehen zu können, scheint die Behauptung, er habe kein wirkliches Erbarmen gehabt. Doch da wir angesichts der gegenteiligen Tatsachen dies nicht sagen können, entschwindet seine Gestalt wiederum aus jeder Phänomenologie, die ihn mit menschlichem Schauen begreifen will.

Das Erbarmen Jesu hat eine klar ausgeprägte und nicht schwer erfaßbare Gestalt. Er hat das Leid durchaus ernst genommen und ist dem Anruf der Leidenden nicht ausgewichen. Er hat seine Person gegen das hereinströmende Leid nicht geschützt. Es ist bei ihm die innige Seinsverbundenheit mit dem Hilflosen vorhanden und die Verwundbarkeit der Liebe kommt bei ihm gewaltig zum Ausdruck. Lukas zeichnet dies mit einer Zartheit, die von wirklicher Ergriffenheit zeugt. Bei den Vorkommnissen in Naim trifft das Leid der Mutter Jesu unmittelbar ins Herz und es erwacht in ihm jene tiefe Ergriffenheit der Liebe, die eine Seinsgemeinschaft mit dem Hilflosen bedingt. Die Ergriffenheit Jesu wird mit einem Wort bezeichnet (*splagchna*), das ein Aufgewühltsein der Eingeweide bedeutet. In diesem griechischen Wort scheint eine ähnliche Bedeutung durch wie im hebräischen «*rahamim*». Aus diesem Berührtsein heraus kommt unmittelbar die Hilfe: Jesus wendet seine Macht an, weckt den Toten auf und gibt ihn seiner Mutter zurück. Die Figur des Vorganges ist ganz nach der menschlichen Struktur des Erbarmens gebaut; hätten wir solche Mächte zur Verfügung, so würden wir uns genau so verhalten. — Vielleicht noch tiefer läßt uns die hohe Darstellungskunst des Johannes die Gestalt des Erbarmens Jesu miterleben. Bei der Geschichte von Tod und Auferweckung des Lazarus wird die Empfindungswelt Jesu bis in die Tiefe aufgewühlt. Das deutet Johannes durch ganz kleine, aber sehr beeindruckende Bemerkungen an. Einmal wird gesagt, daß Jesus durch die Erschütterung Marias in seinem ganzen Dasein «erschauert» und «sich erregt». Dann führt man ihn zum Grab; auf dem Weg dorthin bricht Jesus in Tränen aus. Wie sie ankommen, «erschauert Jesus aufs neue», dann aber bricht die Erschütterung der Liebe mächtig hervor und Jesus ruft mit «gewaltiger Stimme» die Worte des Lebens ins Grab hinein. Hier wird wiederum jenes Verwundetsein der Liebe gezeichnet, das der Ort des Erbarmens ist. Die Figur ist die gleiche wie vorher. Wir könnten auch die Erweckung der Tochter des Synagogenvorstehers anführen; wir könnten überhaupt manche von den vielen Heilungen Jesu nachzeichnen, überall würde die gleiche Gestalt des Erbarmens hervortreten. Aus diesen Hinweisen ist aber schon klar: er besaß jene Seinsverbundenheit mit dem Hilflosen, die zu den höchsten menschlichen Herzenstaten befähigt.

Anders verhält sich aber das Ganze, wenn man in der Gegenrichtung fragt und nicht mehr die Fälle des Wunderwirkens aus Erbarmen, sondern die unzähligen Ereignisse betrachtet, bei denen er keine Wunder gewirkt hat. Wir denken dabei nicht an jene Vorgänge, in denen er wegen innerer Un-

möglichkeit nicht helfen konnte; das Wunder hat nämlich eine Sinnbezogenheit auf den Glauben; das Wunder am entschieden Ungläubigen zu wirken hieße, dessen inneren Sinn zerstören. Die Bezogenheit auf den Glauben geht klar aus den vielen Wunderberichten hervor; wir erwähnen bloß die Ereignisse bei der Heilung des Blinden von Jericho, oder beim Hauptmann von Kapharnaum. Es ist ja verständlich, daß eine von außen hereinbrechende Kraft in einen Sinnbezug nach außen hineingestellt wird; wir finden das gleiche bei den Thaumaturgen des Alten Bundes und der Kirche. Diese Einschränkung trifft aber nicht die innere Struktur des Erbarmens. Gegen ein Erbarmen spricht aber doch dies: Es waren zur Zeit Jesu sicherlich noch viele Leidende da, die ohne weiteres in jene wundertätige Hilfe Jesu hätten miteinbezogen werden können, die so mächtig aus seinem reinsten Erbarmen hervorgequollen. Wir finden hier eine Personstruktur, die mit menschlichen Kategorien nicht mehr begreifbar ist. Dem Erbarmen ist eine Wesensbeschaffenheit inne: die unbedingte Forderung der Hilfe. Das Erbarmen bleibt nur dort stehen, wo ein Helfen aus der Unmöglichkeit der Sache heraus zu Ende ist. Nun sahen wir aber, daß bei Jesus die Kräfte des Helfens ins Ungeheure wachsen. Bei ihm ist ein Durchbruch in jene Kräfte-sphäre geschehen, woher er das ganze Leid seiner Mitmenschen, zumindest, würde man denken, das seiner Gläubigen, hätte wegfegen können. Wir sehen im Zusammenexistieren seiner Macht und ihrer Nichtanwendung psychologisch ein Unding. So etwas kann in einem Menschen nicht zusammengehen. Wem dies nicht einleuchtet, der bleibe einmal am Bett eines in Todesqualen liegenden Kindes stehen und suche zu erfahren, wie sich das menschliche Erbarmen bis zur Verzweiflung steigert, weil man nicht helfen kann. Wenn ein Mensch helfen könnte, wenn ihm ganz hohe und wunderwirkende Kräfte zur Verfügung ständen, dann wäre es diesem Menschen unmöglich, diese Kräfte da nicht zu gebrauchen.

Alles, was wir hier noch feststellen können, ist, daß eine Erklärung dieses Phänomens für uns mit innermenschlicher, auf nur rein menschliche Phänomene sich beschränkender Methode unmöglich ist. Die Gestalt Jesu entschwindet auch diesmal aus unseren Kategorien des Menschenverstehens.

*

Damit sind wir vorläufig am Ende unserer bescheidenen Versuche angelangt. Nicht als ob kein anderer Weg dieser Art vorhanden wäre. Als weiterer Ansatz kann zum Beispiel die Entwicklungsgestalt der Existenz Jesu als Ausgangsbasis genommen werden. Von dorthin kann die Unmöglichkeit, diesen Menschen nach der Art des menschlichen Wachsens und Sichentfaltens zu verstehen, aufgezeigt werden. Oder es wäre die eigentümliche «Gestaltlosigkeit» seiner Existenz nachzuzeichnen, die beeindruckende «Programmlosigkeit», «Notwendigkeitslosigkeit», ja «Aufgabelosigkeit» Jesu Christi. Ein weiterer Ansatzpunkt würde die Frage nach dem Religiösen in Jesus Christus stellen. Dabei ließe sich zeigen, daß Jesus dort steht, wo das Religiöse «nicht mehr» vorhanden ist, und woher es erst neu durchformt und erlöst werden soll. Daran würde sich eine neue Versuchsmöglichkeit knüpfen: man könnte die Frage aufwerfen, ob die Existenz Jesu ein gläubiges Dasein genannt werden könne. In der Existenz Jesu hat nämlich der Akt des Glaubens nichts zu suchen, und zwar wegen einer wesenhaften Übersteigerung. Es würden sich übrigens im Laufe dieser angezeigten Untersuchungen auf Schritt und Tritt noch viel mehr solche Wege ergeben. Und wohl jeder Existenzansatz der Phänomenologie würde bei Jesus Christus im Überraschenden münden. So können ganz neue und eigene «philosophische Wege» in die Existenz Jesu gebahnt werden, und die sind dann die wirksamsten.

Wir hoffen erreicht zu haben, was wir zu Beginn uns vorgenommen hatten. Es ist einem Menschen innerlich nicht wohl, wenn er aus einer ihm selbst eingeschriebenen Begrenzung

heraus bei jedem denkerischen Ansatz das Scheitern erleben und dort haltmachen muß, wo das Eigentliche erst kommt. Das ist eine Qual für den Geist. Ein denkender Mensch muß aber, glauben wir, diesen qualvollen Weg gegangen sein und gleichsam in der Ausweglosigkeit sich zu einer klaren Entscheidung

drängen lassen. Das eigentliche Wesen Jesu Christi kann nur in einer Übersteigerung, das heißt, um die Sache beim richtigen Namen zu nennen, im Glauben erkannt und erfahren werden. Alles nur-menschliche Verstehen muß scheitern. Dieses Scheitern führt aber unsern Verstand in die Arme des Glaubens.

Dr. Ladislaus Boros
«Les Fontaines», Chantilly (France)

Ein dringliches Problem

(Zur Frage der Missionslaienhelfer)

Vor etwa einem halben Jahr legte der Unterzeichnete in Heidelberg die Ansprache Pius XII. auf dem 2. Weltlaienkongreß aus und bezeichnete es unter anderem als ein dringendes Anliegen der Kirche, daß katholische Laien – ledige und verheiratete – aus Europa, die in einem weltlichen Beruf gut ausgebildet seien, in voller Selbstlosigkeit sich den sogenannten «unterentwickelten» oder, wie sie der Papst nennt, «bedürftigen» Völkern, die eben erst ihre Unabhängigkeit erlangt haben oder im Zuge sind, sie zu erlangen, zur Verfügung stellen sollten. Besonders Lehrer, Ärzte und Ingenieure, aber auch «alle andern Berufe» nennt der Papst. Sie müßten jenen Völkern «helfen, sich selbst zu helfen». Durch ihr christliches Leben und ihre ebenso vorbildliche wie selbstlose Berufserfüllung müßten sie ein christliches Zeugnis ablegen, das den andern Völkern den Unterschied von Kirche und Europa vor Augen führt und das nicht weniger wichtig und im Augenblick sogar wichtiger sein kann, als das direkte Apostolat. In einer dem Vortrag folgenden Aussprache wurde dieses Anliegen als «utopischer Traum» bezeichnet, der weder bereite Herzen finden werde noch konkrete Verwirklichungsmöglichkeiten habe.

Zwei Monate später traf der Referent jenes Abends zufällig in Köln den ehemaligen französischen Sozialminister (1949), den Arzt Dr. L. P. Aujoulat, und entdeckte in ihm einen Mann, der seit 26 Jahren bereits Generaldirektor einer Vereinigung ist, die eben diesen «utopischen Traum» mit Eifer, Idealismus und – Erfolg in die Wirklichkeit umsetzt.

Nicht lange darauf las ich eine Zeitungsnotiz: «Siebzehn Amerikaner, Laien (9 Frauen und 8 Männer), bereiten sich in Los Angeles seit einem Jahr darauf vor, in die Missionen zu gehen. Zwölf Stunden haben sie wöchentlich darauf verwandt, Theologie, Hl. Schrift und Aszese zu studieren. Auch über das Missionsgebiet, in das sie gehen wollen, haben sie sich unterrichtet. In Afrika werden diese Laien sechs andere treffen, die da bereits tätig sind als Mitglieder der ‚Missionslaienhelfer‘, die Msgr. Brouwers gegründet hat. Sie stellen sich dem Missionsbischof zur Verfügung und arbeiten unter seiner Aufsicht. Sie verpflichten sich für wenigstens drei Jahre. Wohnung, Nahrung und ärztliche Hilfe sind ihnen zugesichert; Gehalt bekommen sie keines außer ein kleines Taschengeld. Einer geht nach Kenya als Landwirtschaftslehrer, ein anderer nach Liberia an eine katholische Zeitung ... Alle haben einen Beruf, der im Missionsgebiet geschätzt wird: Arzt, Drucker, Journalist, Sekretär, Mechaniker usw.»

Es mag daher angebracht sein, über diesen Aspekt der Kirche einiges zu berichten. Denn wenn auch neben den eben genannten Werken heute noch eine ganze Reihe ähnlicher bestehen (wir werden sie noch aufzählen), so ist alles in allem das bisher Geleistete doch nur gerade eine Widerlegung der Utopie, aber noch lange nicht «Erfüllung» eines Bedürfnisses und der Anregungen der letzten Päpste.

Ursprünge

Daß Laien aus katholischer Verantwortung in die Missionen gehen, sei es für eine Reihe von Jahren, sei es auch für ihr ganzes Leben, ist gewiß etwas Neues, das die Kirche der letzten Jahrhunderte nicht kannte. Geschichtlich liegen hier

zwei sich vereinigende Linien der Entwicklung vor. Die eine ist das Aufkommen der Katholischen Aktion. Damit verstehen wir nicht so sehr eine bestimmte Organisation, als vielmehr die Neubelebung eines urkatholischen, aber zeitweise zurückgetretenen und heute mehr denn je notwendigen Bewußtseins unter den Laien: Sie sind nicht Objekt der Kirche, sie sind selbst Kirche, und das Gebiet der Heiligung der Welt (die consecratio mundi) ist ihre ganz besondere Funktion.

Die andere Linie ist durch die Weltentwicklung bedingt, die es mit sich brachte, daß ganze Erdteile in wenigen Jahrzehnten einen Wissens- und Zivilisationsstand sich aneignen, zu dessen Erwerb das alte Europa Jahrhunderte brauchte. Sie erhalten dieses Wissen von Europa, gewiß, aber gleichsam «ohne Seele». Darin liegt die ungeheure Gefahr, die jene Länder bedroht. Es muß daher Menschen geben, die diesen Völkern das moderne Wissen mit einer Seele, eine beseelte Wissenschaft und Technik bringen. Niemand ist dazu so sehr berufen als der katholische Laie. «Der Heroismus genügt nicht mehr; die Wissenschaft muß den Missionen zu Hilfe kommen», sagte Pius XI. bei der Eröffnung der Vatikanischen Missionsausstellung (1926).

Die Päpste

Betrachtet man die drei letzten Missionszyklen der Päpste, dann wird die wachsende Dringlichkeit dieser Laienarbeit ganz deutlich. Benedikt XV. begnügte sich noch in dem Apostolischen Schreiben «Maximum illud» vom 30. November 1919 mit wenigen Zeilen, die er dem weiblichen Apostolat widmete, wobei er offensichtlich an Schwesternvereinigungen dachte. Pius XI. kommt in dem Rundschreiben «Rerum Ecclesiae» vom 27. Februar 1926 bereits deutlich auf die Rolle der eigentlichen Laien zu sprechen. Er betont die Nützlichkeit von Katechisten, und zwar von eingeborenen wie auch von europäischen! In späteren Äußerungen geht er noch einen Schritt weiter, indem er hervorhebt, daß die Katechisten nicht die einzige Möglichkeit einer christlichen Laientätigkeit in den Missionen darstellen. Die Katholische Aktion sei kein Reservat der Länder alten Christentums, sie finde ebenso Anwendung in Ländern, die von der Propaganda Fidei abhängen. Wieder ein andermal zeigt er, daß auch die Wissenschaftler und Ingenieure sich durch ihren Beruf am Missionswerk beteiligen können. Endlich spricht er sogar von der «unersetzlichen Aufgabe», die in den Missionen speziell ausgebildeten Laien zukomme, um die christlichen Grundsätze das ganze Leben eines Landes durchdringen zu lassen.

Pius XII. hat 25 Jahre nach «Rerum Ecclesiae» in dem Rundschreiben «Evangelii praecones» (1951) alle diese Äußerungen seines Vorgängers zusammengestellt und unterstrichen. Lange und eingehend wendet er sich an die Laien, die «mit Großmut und Bereitschaft in den Reihen der Katholischen Aktion den Missionaren beistehen». Deutlich unterscheidet er von der Kath. Aktion im eigentlichen Sinn auch ein erweitertes apostolisches Laienwirken «auf sozialem und

politischem Gebiet», dem als Katholiken sich zu widmen der Laien «gutes Recht, ja sogar ihre Pflicht» sei. Eingehend spricht der Papst von den Schulen, von der Presse, von der Medizin, von der sozialen Gerechtigkeit, von der zu bewahrenden volkseigenen Kultur, die nicht durch eine «europäische Kultur» zu ersetzen sei, und immer erneut betont er, daß hier die eigentlichen Aufgabengebiete der Laien liegen, die er als «wahre Hilfstruppen» der Missionen bezeichnet. Dabei vergißt er nicht zu betonen, daß der Kirche eigentliche Aufgabe in der Verkündigung des Evangeliums und der Spendung der Sakramente liegt. Wie aber im Mittelalter die Verhältnisse es mit sich brachten, daß die Kirche gewissermaßen aus hilfswiese auch auf nicht eigentlich «kirchlichem» Gebiet ihre Priester, Bischöfe, Mönche einsetzte und so zur Trägerin der Wissenschaft und Kultur wurde, so «herrschen in den meisten Missionsgebieten heute noch dieselben Verhältnisse wie in der Frühzeit der Kirche». Weit davon diesen Zustand zu begrüßen (wie es einer nach Macht strebenden Kirche entsprechen würde), sucht der Papst ihn zu überwinden und gerade hier wird der Einsatz von Laien, «die einzig aus Liebe zu Gott und ohne einen Lohn zu empfangen» sich zur Verfügung stellen, von so großer Bedeutung. Es wäre von hier nur ein kleiner Schritt, auf Laienhelfer aus europäischen Ländern zu kommen, die den Mangel an geschulten Laien in der Mission beheben helfen. Aber nur bei Behandlung der «Medizin und Chirurgie» werden solche fachlich geschulte Laienkräfte, «die bereit sind, ihre Heimat zu verlassen, sich aber auch als wahrhaft gläubige und sittlich untadelige Männer erweisen», ausdrücklich genannt.

Endlich 1957 wird aber auch dieser Schritt vom Papst vollzogen. Gegen Ende des Rundschreibens «Fidei donum» über die Missionen in Afrika heißt es: «Die Hilfe für die Missionsdiözesen kennt schließlich heute noch eine Form, die Uns mit Freude erfüllt und von der Wir euch noch sprechen möchten: Das ist im Dienst der Kirche die wirksame Mitarbeit der Laien, die den jungen Kirchen zu Hilfe kommen. Sie gehören meistens katholischen Instituten auf nationaler oder internationaler Ebene an. Ihre Mitarbeit erfordert Verständnis für fremde Bedürfnisse, Zurückhaltung und Klugheit. Aber gerade für jene Diözesen, die vor ganz neuen apostolischen Aufgaben stehen, sind sie von allergrößter Bedeutung! Im Gehorsam gegen den Bischof, der die volle Verantwortung des Apostolates trägt, und in einmütiger Zusammenarbeit mit den afrikanischen Katholiken, die diese brüderliche Hilfe zu schätzen wissen, stellen diese Laien ihre langjährige Erfahrung in der katholischen und in der sozialen Aktion sowie in allen anderen Formen eines spezialisierten Apostolates den jungen Diözesen zur Verfügung. Sie erleichtern auch und beschleunigen den Anschluß der katholischen Institutionen des eigenen Landes an die gleichartigen Einrichtungen aller andern Völker. Das ist nicht weniger zu begrüßen. Alle diese Laien beglückwünschen Wir freudig zu dem nützlichen und wichtigen Werk, das sie im Dienst der Kirche vollbringen.» Damit ist vor aller Öffentlichkeit und in feierlicher Form diese Art eines «Import-Laikates», wie die «Documentation catholique» (I. 8. 1957) es nennt, vom Papst gebilligt und belobt. Gewiß besitzt diese neue Form des Apostolates noch kein eigenes kirchenrechtliches «Statut», und es fragt sich, ob ein solches überhaupt wünschenswert wäre. Wenn eine solche Vereinigung die Möglichkeit besitzt, in ihre Reihen bereits bei der Ausbildung in Europa auch Katholiken der Missionsländer (Eingeborene) aufzunehmen, so sollte dem gewiß nichts im Weg stehen. Betrachtet man diese wachsende Bedeutung der Missionslaienhelfer anhand der päpstlichen Dokumente – dann wird man erst die Papstansprache am zweiten Laienkongreß recht zu würdigen wissen, in der er neben dem eigentlichen Wirken in der Katholischen Aktion so großes Gewicht auf das Wirken der Laien in allen Gebieten weltlicher Berufe gerade im Hinblick auf die internationale Situation legte.

Es ist zuzugeben, daß die Abgrenzungen von direktem und indirektem Apostolat hier nicht immer sehr klar sind. Klar aber ist, daß der Geist in dem einen und dem andern derselbe sein muß. Auch bei Tätigkeiten, die sicher nicht direkt dem Apostolat zugehören, wie den technischen Berufen, der Politik, den wirtschaftlichen Fragen, ist es eben keineswegs gleichgültig, in welchem Geist sie ausgeübt werden. Bringt man hier lediglich materielle Verbesserungen, so besteht die Gefahr (gerade bei jungen Völkern), daß der Geist dieser Völker ein materialistischer wird. Sind aber die Bringer des materiellen Fortschrittes zugleich ein «gelebtes Evangelium», und zwar nicht nur «neben» ihrem Beruf oder «trotz» ihres Berufes, sondern so, daß der Beruf sich harmonisch der religiösen Haltung einfügt und als von dieser gehalten erweist, dann schwindet diese Gefahr dahin. Was die theoretische Belehrung niemals den jungen Heiden begreiflich machen könnte, wird so durch der katholischen Laienhelfer Anwesenheit geleistet. Sie üben – wenn auch indirekt – ein authentisches Apostolat aus. Nicht den Priester zu ersetzen, sondern ihn zu ergänzen ist ihre Aufgabe.

Diese ist um so wichtiger, als heute die jungen Völker vom Kommunismus lebhaft umworben werden, der bereit ist, ihnen jegliche materielle Hilfe reichlich zur Verfügung zu stellen, während der Westen nur sehr zögernd eine großzügige Aktion übernimmt.¹ Außerdem ist alles, was die ehemaligen Kolonialherrenländer unternehmen, von vorneherein aus historischen Reminiszenzen in den Augen der jungen Völker verdächtig, während ihnen Rußland als das Beispiel für einen Staat erscheint, der sich in kurzer Zeit von einem unterentwickelten zu einem führenden erhob. Er ist also eine Art Vorbild, dem das gelang, was sie alle erstreben. Daß mit diesem technischen Aufstieg Rußlands zugleich sich eine Knechtschaft verbindet, die weit schlimmer ist als aller Kolonialismus, wird dabei übersehen. Man kann das predigen, an Beispielen erläutern – es wird nie so lebendig in die Seele eindringen wie die selbst erlebte Erfahrung mit dem Westen. Vor kurzem veröffentlichte R. P. Dubois folgendes Urteil des Baron Mandat Grancey über Afrika: «Drei Jahrhunderte widerstand Afrika dem Sklavenhandel; keine fünfzig Jahre wird es der Zivilisation widerstehen können.» Und ein alter Missionar, der dreißig Jahre in Indochina gearbeitet hatte, versicherte: «In zwanzig Jahren wird der ferne Osten katholisch sein oder kommunistisch.»²

Gewiß, mit der Entsendung von Laienhelfern allein ist diese Gefahr nicht zu bannen. Was an Wertvollem in dieser Hinsicht auf internationaler Ebene seit der Konferenz von Bandung bereits geschehen ist (von der UNO und anderen), hat Dr. Aujoulat am Pax Christi Kongreß in Maria Zell (I.-5. Aug. 1957) dargelegt. Er forderte darüber hinaus das radikale Drangeben von «überholten Positionen». Solche sind der Rassismus, der bis in Formulierungen wie «die Gelbe Gefahr» oder «die Schwarze Gefahr» selbst bei uns fortlebt; ferner der Kolonialismus, der trotz allem Guten, das er auch gebracht hat, doch in den Augen der Farbigen den Stempel entwürdigender Herrschaft trägt; weiter der Paternalismus, in allen Spielarten der Imperialismus, nicht nur politischer, sondern ebenso kultureller Natur. «Selbst die Idee der Unterentwicklung kann nur zu leicht Anlaß geben für einen Mythos neuer Art, der nur abgewandelte Formen des Paternalismus verdeckt. Ja selbst die Idee der technischen oder einer andern Hilfe sollte unverzüglich ersetzt werden durch die fruchtbarere und der Wahrheit entsprechendere Idee der Zusammenarbeit unter den Völkern, ganz gleich, welches ihr Stand der Entwicklung auch sein mag» (ebd.). Diese Forderungen richten sich gewiß an einen weiteren Kreis als nur an die Katholiken. Es kann aber kein Zweifel bestehen, daß gerade in der Kirche die Motive und Kräfte vor allen anderen zu finden sind, die eine Überwindung dieser lieb gewonnenen «überholten Positionen» möglich machen. Immer noch sind in bedrängten Weltsituationen in ihrem Schoß Bewegungen von unten her aufgebrochen, die in heroischem Aufschwung das Gebot der Stunde stillrein zu verwirklichen such-

¹ Siehe dazu die Angaben in «Orientierung», Nr. 4 (1958), S. 43 ff.

² Zitiert aus der Festschrift «Ad Lucem», November 1957.

ten und als sichtbares Zeichen in die Geschichte eingeschrieben haben. Die Welt braucht solche Zeichen, die nur von wenigen gesetzt, von allen aber gesehen werden. Sie ändern mehr als Worte das Denken und die Einstellung der andern.

«Ad Lucem»

Betrachten wir nun an einem konkreten Beispiel diesen Aufbruch von unten. Wir wählen dazu die Bewegung oder Vereinigung «Ad Lucem», die sicher eine der bedeutendsten auf diesem Gebiet darstellt.

Es war im Jahre 1931 anlässlich der Kolonialausstellung von Vincennes, daß in der Kapelle des Ausstellungsgeländes sieben Studenten aus Lille unter der Führung des Abbé Prévost hinter dem Kolonialproblem plötzlich ihre Verantwortung für die Missionen entdeckten. Das Wort des Hl. Franz Xaver, das dieser in einem Brief 1544 an seinen Freund Cochin geschrieben hatte, fiel ihnen auf die Seele: «Oft packt mich das Verlangen, an die Universitäten Europas zu gehen, zumal an die Universität von Paris, um dort wie ein Irrsinniger die Leute anzuschreien, die weit mehr vom Wissen als vom Verlangen, damit etwas anzufangen, erfüllt sind: Wißt ihr, wieviele Menschen vom Weg zum Himmel abirren und zur Hölle gehen, und das auf Grund eurer Gleichgültigkeit?» Sie fragten sich, warum die katholischen Universitätsstudenten sich diesen Ländern, die auf dem Weg zum Evangelium sind, nicht dienstbar machten. Sie nahmen daraufhin Kontakt auf mit den Vereinigungen Fomulac und Cadulac, zwei Versuchen der Universität Löwen, den Eingeborenen im Kongo in medizinischer und landwirtschaftlicher Hinsicht beizustehen, die von dem Jesuiten P. Charles eifrig gefördert wurden. Dergleichen unterstützten sie in Frankreich den Versuch, eine Missionsliga der Studenten ins Leben zu rufen, die den Missionsgedanken unter den Gebildeten verbreiten sollte. Doch das genügte ihnen nicht. Noch 1931 steigen die sieben Studenten von Lille in Paris zum Montmartre hinauf und erneuern dort, was einst Ignatius und seine ersten Gefährten getan. Sie versprechen, alles für die Missionen zu tun, was Gott von ihnen verlangen wird. Von Löwen her angeregt und auf Bitten des jungen Bischofs von Yaoundé beschließen sie eine medizinische Gründung im Kongo. Heute zählt diese drei Krankenhäuser und zwei medizinische Stationen. Dazu ein Aus-sätzigenheim und etwa 20 Apotheken ...!

Aber nicht die Gründung von Werken und Institutionen in Missionsländern scheint den Urhebern von «Ad Lucem», ihre Aufgabe zu sein. Etwas Bescheideneres und zugleich Anspruchsvolleres schwebt ihnen vor: nicht Werke wollen sie gründen, sondern Menschen, Laien wollen sie sammeln, ausbilden und unterstützen, Laien, die an der Ausbreitung der Kirche mitarbeiten wollen auf allen Gebieten der Zivilisation. Das scheint ihnen die rasch anwachsende Entwicklung der farbigen Völker zu erheischen. 1932 ziehen sich die sieben während der Karwoche in den Dominikanerkonvent von Saulchoir in Belgien zurück. Hier eigentlich wurde die Vereinigung «Ad Lucem» gegründet mit dem Ziel: erstens ein Zeugnis abzulegen, zweitens am Werk der Kirche im Rahmen des eigenen Berufes durch ein konkretes Apostolat mitzuwirken. Ein Jahr später gewinnen die Pläne in der Benediktinerabtei von Saint-André les Bruges noch konkretere Gestalt (1933).

Zur Ausbildung wurde nun in Lille ein Institut gegründet, das die künftigen Laienmissionäre in der katholischen Lehre, in der Spiritualität gründlich unterrichten und zugleich mit den Problemen und Kulturfragen der Länder, in die sie gehen wollen, vertraut machen sollte. Dieses Institut war eine Welt im kleinen: Japaner, Siamesen, Chinesen, Inder, Vietnamer, Afrikaner saßen da zusammen mit Polen, Engländern, Belgiern und Franzosen. 1935 zogen die Ersten aus: eine Krankenpflegerin nach Zentralafrika, ein Professor nach Vietnam, ein Arzt nach Indien, eine Gruppe nach Nordafrika, einige nach den Antillen. Bis 1939 erweiterte sich der Aktionsradius nach Java und Japan. 1932 waren es sieben Mitglieder, 1939 bereits 70. Dann kamen die dunklen Jahre des Krieges. Das Institut von Lille wurde aufgehoben und konnte bis heute nicht wieder eröffnet werden. Das Ende des ganzen Unternehmens schien

gekommen, aber unter der Decke glomm das Feuer weiter und an seinem 25jährigen Jubiläum 1957 zählte «Ad Lucem» mehr als 300 Mitglieder. Ein Werbeprospekt von 1958, auf dessen erster Seite wir lesen: «Kennen Sie Ad Lucem, die katholische Vereinigung zur internationalen und inter-rassischen Zusammenarbeit?» gibt als gegenwärtigen Mitgliederstand «mehr als 400» an.

Wie baut sich heute die Vereinigung auf? An ihrer Spitze steht als Präsident des Verwaltungsrates Kardinal Liénart. Die eigentliche Leitung aber liegt nach des Kardinals ausdrücklichem Wunsch in der Hand eines Generaldirektors, der ein Laie ist. Dies ist bis heute einer der ersten «Gründer»: Dr. L. P. Aujoulat. Ihm stehen zur Seite ein Generalseelsorger, ein Generalsekretär und eine Laienequipe. Die Vereinigung hat drei Arten von Mitgliedern: 1. *Aktive*, die sich der Kirche für ihr Missionswerk in «Ad Lucem» zur Verfügung gestellt haben und die in einem Missionsland dienen. Es können das Männer oder Frauen, verheiratete wie ledige, farbige oder weiße sein. Sie müssen einen spezialisierten Beruf haben, der sie der Mission nützlich macht und sich verpflichten, das Ideal und den Geist der Bewegung durch ihr Leben zu verwirklichen; mit der Zentrale in ständiger Verbindung zu bleiben; jährlich den Lohn eines halben Arbeitstages der Vereinigung zu ihrem Unterhalt abzugeben; die ganze «Familie» von «Ad Lucem» an ihren Erfahrungen und Tätigkeiten teilnehmen zu lassen. 2. *Hilfsmitglieder*, welche die gleichen Bedingungen wie die erste Gruppe erfüllen, aber aus irgend einem Grund nicht in die Missionen gehen können und darum in einem Land der alten Christenheit den Missionen dienen. 3. Sogenannte «*Wurzelmitglieder*» (membres racines), das sind Ordensleute, Priester und kranke Laien, die durch Gebet und Buße die Aktiven in ihrer Arbeit unterstützen. Für den religiösen Grundcharakter des Vereins ist es bezeichnend, daß von Anfang an auf diese «Wurzelmitglieder» ein großer Wert gelegt wurde.

Die Ausbildung geschieht heute, da das Institut in Lille nicht mehr besteht und alle Versuche, in Paris ein neues zu begründen, bisher ohne Erfolg geblieben sind, in Gruppen, deren es acht in verschiedenen Städten Frankreichs gibt. Eine weitere Gruppe befindet sich auf Schweizerboden in Genf. Die Ausbildung dauert zwei Jahre. Sie wird ergänzt durch ein Camp von 14 Tagen bis drei Wochen, das jedes Jahr in La Faye im Juli oder August abgehalten wird. Außerdem erhalten die Mitglieder von der Zentrale in Paris (12, Rue Guy de la Brosse, Paris Ve) ein Monatsblatt «Ad Lucem»; ferner Blätter zur geistlichen Unterweisung und dokumentarisches Material.

In der Mission selbst sind die Mitglieder in regionalen, territorialen und Landesgruppen stufenweise zusammengefaßt, an deren Spitze sich jeweils ein verantwortlicher Laie befindet, dem ein Geistlicher zur Seite steht. Beruflich ist ein gewisser Wandel insofern eingetreten, als ursprünglich nur eigentlich akademisch Gebildete in «Ad Lucem» Aufnahme fanden. Bei den weiblichen Mitgliedern wurde dies schon sehr bald nicht mehr gefordert, und heute sucht «Ad Lucem» auch unter Arbeitern, Handwerkern und Bauern Mitglieder, bei den letztern allerdings ziemlich erfolglos. Immer aber ist das Bestreben, im Beruf qualifizierte Leute anzuwerben, die mit den Eliten der Laien in den Missionsländern in Verbindung treten und diese unterstützen. Nicht als Schenkende, sondern als Dienende wollen sie im Missionsland auftreten, als Anreger mehr denn als Begründer von Werken.

Die volle Devise der Vereinigung lautet: «Ad lucem per caritatem» (durch Liebe zum Licht).

Mit andern ähnlichen Vereinigungen ist «Ad Lucem» in einer echten Föderation zusammengeschlossen in der «Union Catholique de Coopération Interracialiale», deren Präsidentschaft seit Anfang der Generaldirektor von «Ad Lucem» innehat. Andererseits ist «Ad Lucem» auch Mitglied des «Mouvement pour l'Union Fraternelle entre les Races» (UFER), das seinerseits wieder ein Konsultativstatut bei den internationalen Organisationen UNESCO und ECOSOC besitzt. Ein Loch gilt es

noch auszufüllen: Weder «Ad Lucem» noch die Föderation der Laienmissionsbewegungen gehören zur Konferenz der OIC (Organisations Internationales Catholiques). Doch ist diese Frage in Rom anhängig.

Andere Vereinigungen

Wie diese Andeutungen zeigen, ist inzwischen «Ad Lucem» keineswegs mehr die einzige Laienmissionsbewegung. Es gibt solche heute in fast allen Ländern Europas: in Deutschland das missionsärztliche Institut von Würzburg, das allerdings einzig auf Ärzte und seit einiger Zeit auch auf Krankenpflegerinnen beschränkt ist; in Belgien die «Aide Médicale au Mission» (AMM), das «Oeuvre d'Assistance Sociale au Congo» (ASAC), die «Volontaires du Service Médicale Educatif et Social». Die größte Bedeutung erlangten hier die ALM (Auxiliaires laïques des Missions), die, nachdem sie zu einer wahrhaft internationalen Vereinigung mit drei Ausbildungszentren (in Brüssel, in Montreal, in Chicago) geworden waren, den Namen änderten und heute AFI (Auxiliaires Féminines Internationales) heißen. Sie besitzen 25 Equipen über die ganze Welt verstreut (in Korea, Formosa, Indien, Vietnam, im Nahen Osten, im Belgisch Kongo und in Ruanda). Sie suchen ebenso wie die zweite Mitgliedergruppe in «Ad Lucem» auch im Westen sich der Studenten aus Missionsländern anzunehmen. In Holland die ALMA (Academische Leken Missie Actie) und der von dem Jesuiten Van Ginneken 1928 gegründete «Gral», auch eine Frauenorganisation, die inzwischen längst die Grenzen Hollands überschritten hat. Sie beschäftigt sich nicht ausschließlich mit den Missionen, stellt diese Tätigkeit jedoch seit einigen Jahren immer mehr in den Vordergrund. In der Schweiz wäre das den AFI nahestehende und von Bischof Charrière und Fräulein Oberson gegründete, aber erst seit kurzem aktiver hervortretende «Institut séculier d'Aide missionnaire laïque» zu nennen. Außerdem gibt es in Italien und Spanien noch eine ganze Reihe ähnlicher Vereinigungen, die, weil sie nicht alle der obengenannten Föderation angeschlossen sind, sich nur schwer oder überhaupt nicht genau überblicken lassen.

*

Abschließend wird man sagen können, daß hier eine richtige Bewegung in Gang gekommen ist, die, weit entfernt eine «Utopie» zu sein, durch ihr Dasein und ihre Geschichte bewiesen hat, daß sie im Gegenteil einem konkreten, realen Bedürfnis entspricht. Freilich: um dem Ruf dieser Stunde wirklich zu genügen, müßte nicht die Zahl dieser Vereinigungen, wohl aber deren Mitgliederbestand ein weit höherer sein. Von «Ad Lucem» berichtet Dr. Aujoulat,³ daß die Anfragen um solche Laienhilfe aus außereuropäischen Ländern das Angebot, welches «Ad Lucem» leisten kann, um das zehnfache übersteigen! Dieser Umstand hat «Ad Lucem» unter anderem dazu gebracht, sich zu ihrem 25. Jubiläum noch mehr zu internationalisieren. Es will nicht eine französische Vereinigung sein. Blickt man heute über die Landkarte Europas, dann fällt einem auf, daß die Länder deutscher Zunge fast gar nicht an dieser Laienbewegung beteiligt sind. Das ist um so erstaunlicher, als eben diese Länder (die deutsche Schweiz, Österreich, Deutschland) in der Bewegung der sogenannten Säkularinstitute den romanischen Bereichen in keiner Weise nachstehen und im Missionseifer, was Geldspenden und Missionszeitschriften angeht, auch einen durchaus ehrenvollen Platz ein-

³ In einer Sondernummer der Zeitschrift «Ad Lucem», Sommer 1956, S. 13.

nehmen. Es scheint also, daß in diesen Ländern zwar theoretisch kein geringeres Interesse für die Mission besteht, aber die praktische Kenntnis der neuen Bedürfnisse noch zurückbleibt. Dem sollte, wie uns scheint, beschleunigt abgeholfen werden. An jungen Leuten, welche die geistlichen wie fachlichen Voraussetzungen mitbringen, dürfte es unter der männlichen wie weiblichen Jugend, unter jungen Ehepaaren wie ledigen Personen nicht fehlen. Nicht eine neue Vereinigung wäre zu gründen, will uns scheinen, und auch der Weg, den das deutsche Kolpingwerk beschritten hat, scheint nur sehr begrenzt gangbar. Dieses warb um Kolpingssöhne, die für eine begrenzte Zeit «ohne Anspruch auf tarifliche Entlohnung, einzig für Gotteslohn und ein kleines Taschengeld» sich Missionsstationen zur Verfügung stellen. Es gingen tatsächlich allein 1956 eine Gruppe nach Algier zum Benediktinerkloster Thancen, andere zu den Steyler Missionaren in Bandra bei Bombay (Indien) zur Errichtung von Handwerksschulen, andere nach Südkorea, Vietnam, Brasilien, Australien, Indonesien.⁴ So löblich solche Initiativen auch sein mögen, die geistige und geistliche Ausbildung, der Rückhalt, den diese jungen Leute in der Mission haben, sowie das Verständnis, das sie den Eingeborenen entgegenbringen, müssen doch recht mangelhaft sein im Vergleich zu den in eigenen Vereinen wie «Ad Lucem» zusammengefaßten. Die Arbeit, welche sie leisten, mag von nicht geringem Wert sein materiell gesehen, das christliche Zeugnis, welches sie ablegen, wird notwendig zurückbleiben. Dasselbe gilt von der umgekehrten Bewegung, derzufolge Missionsländer begonnen haben, junge Handwerker nach Europa zur Ausbildung zu schicken. Wenn sich ihrer niemand tatkräftig annimmt und sie besonders betreut, laufen sie große Gefahr.

Darum müßte ernstlich daran gegangen werden, zum Beispiel «Ad Lucem» in unsere Länder herüber zu holen. Es würde einen Rahmen bieten für alle Berufe, für Verheiratete und Ledige, für Männer und Frauen. Für Frauen allein käme der «Gral» und die AFI in Frage. Die umgekehrte Bewegung hat größere Auswahl. Immer größer wird die Zahl der überseeischen Studenten an unseren Universitäten. Wir haben über dieses Problem bereits in der «Orientierung» 1955, Nr. 14/15, einen längeren Aufsatz gebracht. 1955 betrug nach Angaben des Auswärtigen Amtes in Bonn die Zahl der asiatischen und afrikanischen Studenten an deutschen Universitäten allein 3000. Ihre Zahl ist inzwischen noch beträchtlich gewachsen. In Freiburg in der Schweiz gibt es das Justinuswerk, das Bischof Charrière 1927 gegründet hat. Es unterhält ein Studentenheim, das bis 1955 schon 750 Asiaten und Afrikaner beherbergt hatte. Seit 1951 haben die Augustiner das Werk übernommen mit der Absicht, es auch nach Deutschland auszudehnen. Doch das genügt keineswegs. Es müssen feste Gruppen von Studenten gebildet werden, die mit den überseeischen Studenten bewußt Kontakt aufnehmen, Freundschaften schließen, Gedanken austauschen usf., wenn man nicht will, daß jene allen möglichen wenig erfreulichen Strömungen anheimfallen. Solche Gruppen müßten an jeder Universität bestehen.

Man möge uns diesen Appell nicht verübeln, er entspringt einer tatsächlichen Notlage, und diese scheint uns so dringlich, daß mit ihrer Behebung nicht länger gewartet werden darf. Es ist müßig, von der Verteidigung des Westens endlos zu reden und gewaltige Mittel materieller Art dafür bereitzustellen, wenn die geistigen Aufgaben, die sich stellen, zugleich vernachlässigt werden.

M. Galli

⁴ Siehe «Die katholischen Missionen», 1956, S. 156.

Ein Meister und getreuer Diener des Wortes*

Es hat lange Zeit gedauert und viel Mühe gebraucht bis die Übereinstimmung der Urteilsfähigen Karl Kraus den ihm gebührenden Rang zubilligte. Wie bei Johann Nestroy, um dessen Nachruhm der ihm Wahlverwandte so innig und so hartnäckig bemüht war, haben die Wiener, in deren Mitte er herangewachsen war und denen er unbarmherzig einen Zerrspiegel vorhielt, den genialen Satiriker, den glühenden Moralisten, den überscharfen Denker, den unbestechlichen Zeugen, den unvergleichlichen Wortkünstler vor allem darum verkannt, weil er im kleinen Anlaß den großen Zusammenhang erspürte, weil er die großen Ursachen auch den kleinsten Wirkungen ablas.

Draußen im Reich nahm die von Presse, Germanisten und Feuilletonisten gelenkte Öffentlichkeit von dem Mann, der schon in seiner ohnedies über die Achselstücke angesehenen schlappen Heimat nicht genannt sein sollte, keine Notiz. Nur ein paar, damals noch umstrittene, Dichter wie Liliencron, Wedekind und sogar Gerhart Hauptmann erschauten sofort die sengende und segnende Kraft dieser Leuchte. Später, doch nicht zu spät, gesellte sich ihnen der Schweizer Kritiker Max Rychner zu.

Für die österreichische Literatur und ihre beiden einander feindlichen, den Büchermarkt beherrschenden Interessengemeinschaften, der jüdisch-liberalen und der blubo-vornazistischen, war Karl Kraus entweder der alles zersetzende, sich am Heiligsten – der Lyrik Heines – vergreifende Journalist, der seine «gute Feder» (das muß man ihm lassen!) deshalb sogar am Allerheiligsten, der «Neuen Freien Presse», wetzte, da er «dortem nicht hineingekommen ist», oder, zweite bodenständige Lesart des Wurzeltepps, «er is doch nur a Jud». Obzwar er «Sehnsucht nach aristokratischem Umgang» hatte, die, leider, teilweise Erfüllung fand – Freundschaft mit Fürstin Lichnowski, mit Prinz Lobkowitz – und obgleich er, oh Schrecken, zeitweise Sehnsucht nach dem Umgang, nämlich nach der Prozession, dem Katholizismus, kurz und schlecht nach der Reaktion empfand. Da konnten denn auch viele Linksradikale nicht mehr mit, weil sie sich nicht mehr in Kraus auskannten, und sie kündigten ihm die Jüngerschaft, auf die er eben so wenig Wert legte wie auf die anderer, sei es sehr begabter, «Verehrer», die ihm den Rücken zuehrten.

War es nun mit Karl Kraus vorbei? Nein, der Stern dessen, der in den Wiener Vorstädten nicht zu Ende war, sondern der aus ihnen seinen Anfang genommen hatte, stieg immer höher am Firmament.

Das bezeugten seine auf gegenseitiger Hochschätzung beruhenden Beziehungen zu Theodor Haecker, zum Kreis des «Brenner» um Ludwig v. Ficker und Carl Dallago, die Freundschaft mit Trakl, die bewundernde Liebe jüngerer, die mehr waren als bloße Jünger, denen der leiseste Zephir das Kraus abguckte Sprachkleid wegriß, sie in ihrer häßlichen ursprünglichen eigenen Nacktheit enthüllend. Es meldeten sich berufene Stimmen jenseits der deutschen Sprachgrenzen, wie die des franko-amerikanischen Abbé Dimnet; Professoren der Sorbonne schlugen den österreichischen Wortgewaltigen für den Nobelpreis vor. Als Karl Kraus am 12. Juni 1936, zweiundsechzigjährig, starb, war die Klage um ihn bei allen Einsichtigen groß, vor allem in Österreich. Zu dieser seiner Heimat hatte er sich stets bekannt, mochte er auch – und wie wenig mochte er das im Herzensgrund – sich enttäuscht von der Unzulänglichkeit der Menschen und der Institutionen abgekehrt haben. Die Erfahrung an herrschenden Habsburgern hat ihn schließlich die Habsburger Herrscher würdigen gelehrt; unvergessen ist sein Nachruf auf Franz Ferdinand, noch deutlicher und ganz eindeutig ist der auf Dollfuß. Darum wird es den nicht an der Oberfläche beharrenden Literarhistoriker kaum überraschen, daß die gerechteste und klügste kurze Charakteristik des nach dem Ersten Weltkrieg von den Sozialisten für sich beanspruchten Friedenskämpfers, Mäzens linksgerichteter Wohltätigkeitsanstalten und Verteidigers der Freiheit in Kunst und Liebesleben, daß der beste Schattenriß des ins Reich der Schatten Hinabgesunkenen von Oberst Adam stammt, dem geistigen Leiter der Vaterländischen Front Dollfuß' und Chefredakteur der durch Kraus so oft verhöhnten «Reichspost».

Am meisten ist ihm als Kunstform der Aphorismus gemäß. «Ein Aphorismus braucht nicht wahr zu sein, aber er soll die Wahrheit überflügeln. Er muß mit einem Satz über sie hinauskommen» (S. 117). Damit gesteht der Satiriker stolz seine Ähnlichkeit mit dem Karikaturisten. Beide übersteigern die photographisch festzuhaltende Wirklichkeit durch das Portrait-charge, an dem die entscheidenden Züge überstark betont sind und uns so das Wesen des Dargestellten eindrucksvoller offenbaren als ein den Beschauer verwirrender Scheinrealismus. Eine zweite Übereinstimmung zeigt der Satiriker, der Aphorist mit dem Schauspieler und dem

Bühnenbildner, die ebenfalls auf plattes Kopieren der nicht nachahmbaren diesseitigen – und schon gar der nicht wahrnehmbaren jenseitigen – Welt verzichten, indem sie aus der Vielfalt der Eindrücke und der Ausdrucksmöglichkeiten die wesentlichen wählen. Kraus flicht dem Mimen Kränze, der beim Zuschauer dauernde Eindrücke weckt, durch die erst das Werk und das Wort des Dichters den rechten Kontakt mit den Angesprochenen gewinnt. Kraus war ja selbst nicht nur der begnadete Diener am Wort, das seine, des Zeitkritikers und Seelenkundigen Gedanken aussagte, sondern auch ein Schauspieler von hohem Rang, Interpret der eigenen und fremder Schöpfungen, die er durch Miene und Gebärde, durch seine einprägsame Stimme zu voller Wirkung aufrief.

Die Themen? Von geheuchelter Scham und frecher Schamlosigkeit freie Beziehungen zwischen den Geschlechtern, die christliche und jede Moral, die Symbiose der Menschen, das Sondersein des Künstlers und dann, unserer Ansicht nach vor allem, die politische Gemeinschaft in ihrer örtlich und geschichtlich bedingten Eigenart, in ihrer Entartung und in ihren Unarten, im Vergleich mit einer von ihm beschriebenen idealen Ordnung. Als wenig beispielhafte Gegenstände, an denen sich immer wieder Zorn und Spott des Satirikers erproben, drängen sich auf: die zu demolierende Literatur der Nur-Können und der Nichtskönnen, die Zeitung samt Presse- und Erpressfreiheit, das Wien der letzten Tage der Menschheit – von denen Kraus instinktiv ahnte, daß ihnen lange Jahre der Unmenschlichkeit folgen würden. Darüber ist in der Auswahl aus den Bänden «Sprüche und Widersprüche», «Pro domo et mundo», «Nachts» zu lesen, die *Heinrich Fischer* jetzt unter dem Titel «*Beim Wort genommen*» darbietet. Und dazu von der Psychoanalyse, «jener Geisteskrankheit, für deren Therapie sie sich hält» (S. 351), von Freidenkern, in denen Kraus «Redakteure» zu sehen glaubte, «die wie die Theaterkarten auch die Gedanken gratis bekommen, wenn sie bei der Direktion einreichen», von der Diplomatie, dem «Schachspiel, bei dem die Völker matt gesetzt werden» (S. 419), von der Sozialpolitik, dem «verzweifelten Entschluß, an einem Krebskranken eine Hühneraugenoperation vorzunehmen» (S. 70).

Doch es wäre verfehlt, allzu nachdrücklich auf die Stoffe hinzuweisen, bekümmerten wir uns nicht, und zwar vornehmlich, um deren Gestaltung durch Karl Kraus. Als Aphoristiker sind ihm nur drei Frühere ebenbürtig: Lichtenberg, Jean Paul, Nestroy; kein Zeitgenosse, kein Späterer hat ihn erreicht. Doch die Spuren der ihm Vorangegangenen sind in seinem Werk leicht zu entdecken, insbesondere diejenigen Nestroys. Ganz und nur er selbst ist aber Karl Kraus in Wunderwerken der Satire, die, indem sie des verhassten Feindes gedankliche und sprachliche Ungestalt parodiert, doch in jedem Satz sie selbst verbleibt, wie in der Phantasie über das Leidmotiv «Noch ist Polen nicht verloren» (S. 395 ff.). Oder in den Betrachtungen über die Umgangssprache, die «entsteht, wenn sie mit der Sprache nur so umgeht; wenn sie sie wie das Gesetz umgehen, wie den Feind umgehen; wenn sie umgehend antworten, ohne gefragt zu sein. Ich möchte mit ihr nicht Umgang haben; ich möchte von ihr Umgang nehmen, die mir tags wie ein Rad im Kopf umgeht; und nachts als Gespenst umgeht» (S. 433). Oder in der Vision vom Wiener Leben (S. 264 ff.).

Kraus, dem weder die Neuheit noch die sich spreizende Bildung imponieren, solange sie nichts anderes bescheren als Neuheit und Bildung, ist ein Wortkünstler, der, obgleich ihm die faits divers aus seiner Zeit und aus seinem Raum zuströmen, obzwar er dem schöpferisch Neuen und der echten Humanitas nie sich verschließt, dem Ewig-Schönen, Ewig-Guten huldigt. Edle Absicht, die Wahrhaftigkeit gegenüber der jeweils gehegten Ansicht – nur Dummköpfe, Politiker und Philosophen betrachten die Unveränderlichkeit der Meinungen als Tugend –, das macht uns Kraus' in allen Sprachfragen und im Psychologischen untrügbares Urteil auch dann achtenswert, wenn es, wie seine Sexualmoral und, zeitweise, seine (ungeholt) politische Tätigkeit, bei uns Widerspruch herausfordert.

Dank und Anerkennung ziemt dem angesehenen katholischen Münchener Verlag, der über kleinliche Bedenken hinwegschreitend nun das Werk Karl Kraus' in würdiger Obhut hat. Die Herausgabe einer von Heinrich Fischer ausgezeichnet geleiteten Auswahl stellt übrigens das, vorläufig letzte, Kapitel einer betrüblichen Nachkriegsgeschichte dar. Anno 1945 war Karl Kraus plötzlich modern und aktuell geworden. Es mangelte nicht viel und er wäre nachträglich von denen, die ihm soviel nachzutragen gehabt hätten, wie von den andern, denen er, oh Trauer, nichts mehr vortragen konnte, gemeinsam zum literarischen Schutzpatron Neu-Österreichs proklamiert worden. Es wimmelte von Verehrern, Jüngern und Bewunderern, eine Kraus-Gesellschaft wurde gegründet und sogar die hohe Obrigkeit legte segnend ihre Hand auf das mit posthumem Lorbeer

* *Karl Kraus*: «Beim Wort genommen». München, Kösel Verlag.

gekrönte Haupt einer niemals errichteten Kraus-Statue und sagte, wie der Polizeipräsident in den «Unüberwindlichen»: «brav!» Man versprach eine Ausgabe sämtlicher Werke unter der Ägide der Gemeinde Wien. Allein dem Wort, das im Anfang war, ist keine Tat gefolgt. Die war dem Kösel-Verlag überlassen. Und so ist Karl Kraus zwar heute in den Wiener Vorstädten nicht zu Ende, doch sein Ruhm verbreitet sich, zur Schande für die, die sich eine Gelegenheit zur späten Sühne entgehen ließen, aus München über den gesamten deutschen Sprachraum und über die Welt.

xy.

Demnächst erscheint

GUSTAV GERBERT

Werkbuch der Kanzelarbeit IV

Der Pfingstfestkreis

384 Seiten, kart. sFr. 15.55

Gerbert bemüht sich in den Skizzen und Anregungen dieses Bandes im besonderen um eine Vertiefung des Heilandsbildes und eine zeitgemässe Auslegung der vielen Gleichnisse Jesu. Die Darstellung selbst ist wie bisher ganz auf die Praxis ausgerichtet und bestimmt durch die priesterliche Sorge um das ewige Heil der Menschen.

Durch jede Buchhandlung

TYROLIA-VERLAG INNSBRUCK-WIEN-MÜNCHEN

IHR OSTERGESCHENK

GORAN STENIUS

«Die Glocken von Rom»

Roman. Uebersetzt von Rita Ohquist
4. u. 5. Auflage, 22.—30. Tausend,
488 Seiten, Leinen DM 14.80.

Durch alle Buchhandlungen

VERLAG JOSEF KNECHT, Carolusdruckerei, Frankfurt/M.

«... ein Buch, das viele Leser beglücken wird.»
Stimmen der Zeit,
München.

«... gehört zu den besten Rombüchern und den schönsten Priesterromanen...»
Bonifatiusbote Fulda.

ZEITGEMASSE BÜCHER

Beat Ambord, **Das Testament des Herrn**. Erwägungen zu den Sieben Worten Jesu am Kreuze. 68 S., kart. Fr. 2.60.

Beat Ambord, **Maria, die Magd des Wortes**. Erwägungen über das Reden und Schweigen Unserer Lieben Frau. 158 S., kart. Fr. 4.70.

L.-G. da Fonseca, **Maria spricht zur Welt**. Geheimnis und weltgeschichtliche Sendung Fatimas, 12., vermehrte und mit neuem Bildmaterial ausgestattete Auflage. 352 S., kart. Fr. 8.85.

Charles Journet, **Unsere Liebe Frau von den Sieben Schmerzen**. Das Geheimnis des Mitleidens und der Mitwirkung Mariens am Erlösungswerk. 72 S., kart. Fr. 2.80.

Dominik Thalhammer, **Mutter der Schmerzen**. Betrachtungen zum schmerzhaften Rosenkranz. 3. Aufl. 80 S., kart. Fr. 2.10.

Dominik Thalhammer, **Königin der Glorie**. Betrachtungen zum glorreichen Rosenkranz. 3. Aufl. 72 S., kart. Fr. 1.80.

Orden der Kirche

Band 1: Josef Stierli, **Die Jesuiten**. 234 S., 4 Bildtafeln, Leinen Fr. 10.20.
«Kein saft- und kraftloser Museumsführer... Manche Kapitel lesen sich wie Teile eines Dramas». *Stimmen der Zeit*.

Band 2: Theophil Graf, **Die Kapuziner**. 172 S., 4 Bildtafeln, Leinen Fr. 10.20.
Eine ausgezeichnete Darstellung der Entstehung, des Wesens und Wirkens des Kapuzinerordens.

Durch alle Buchhandlungen

PAULUS VERLAG FREIBURG Schweiz

Die Freude in der Ehe

MICHEL PIERRE: Gespräch mit meinem Sohn
CLAIRE SOUVENANCE: Gespräch mit meiner Tochter

Jedes Buch 136 Seiten, franz. brosch. ö. S. 19.50

Auf dringende Empfehlung bedeutender Seelsorger und Ärzte haben wir diese Broschüren veröffentlicht, die für Brautleute und junge Ehepaare alle Fragen des ehelichen Zusammenlebens in gültiger moraltheologischer und medizinischer Sicht mit der heute erforderlichen Aufgeschlossenheit behandeln. «... Die vorliegenden Aufklärungsbücher scheinen mir das Beste zu sein, was über dieses Thema geschrieben wurde: so frei wie keine zweite Aufklärungsschrift und so ehrsüchtig und untadelig in der Haltung wie die strengste Moraltheologie...» (*Österr. Caritaszeitschrift*)

MATTHIAS VERENO

Vom Mythos zum Christos

Versuch einer Analyse der Wirklichkeit, ca. 528 S., Glb. ö. S. 117.—

Vereno vermittelt in diesem Buch die Erkenntnis — und er weist dies an vielen Beispielen nach —, daß alle vorchristlichen Mythen des Westens wie des Ostens in Christo münden und in der Geburt Jesu in gereinigter Gestalt Wirklichkeit geworden sind. «... Ich staune die ungeheure Leistung an, die hier vollbracht wurde...» (*Hans Urs von Balthasar*)

FRANZ XAVER DURRWELL

Die Auferstehung Jesu als Heilsmysterium

Aus dem Franz. überl. von P. Dr. Kretz, ca. 432 S., Glb. ö. S. 117.—

Zum neuen Osterverständnis in der Kirche erscheint mit Durrwell's Buch nun das grundlegende Werk. Erst in jüngerer Zeit ist man in Glaubensverkündigung und Lehre dazu übergegangen, das Gewicht von einer bloß moralischen Ausdeutung des Evangeliums auf die Betonung zentraler Glaubensgeheimnisse zu legen. Als das zentrale Mysterium stellt der Verfasser die Auferstehung Jesu heraus, die der Ursprung der Kirche und immerwährende Heilsquelle des christlichen Lebens ist. Aus Durrwell's Interpretation ergeben sich viele überraschende Einsichten in die heiligen Schriften und überraschende Quellfunde für Lehre und Verkündigung.

Durch jede Buchhandlung im In- und Ausland

OTTO MÜLLER VERLAG SALZBURG

Elisabeth Nikrin Ziel und Weg der christlichen Frau unserer Zeit

453 Seiten, Ln. Fr. 18.35

Auf der Grundlage der dreissigtägigen Exerzitien des hl. Ignatius von Loyola entstand hier — wie Xaver von Hornstein urteilt — ein Fundamentarwerk der heutigen katholischen Aktion... Auch einem weiteren Kreis als dem von Nikrin ins Auge gefassten, auch Männern, die den Entschluss zu Sammlung und seelischer Vertiefung aufbringen, wird dieses Buch kostbare Hilfe leisten.

Lothar Schläpfer Licht auf Kreuzwege

Vom Leid in christlicher Sicht. 225 Seiten, Ln. Fr. 11.60.

Leid und Leiden werden in diesem Buch in christlicher Sicht gedeutet und damit auch der Sinn unseres Erdendaseins. Kreuzwege sind Gnadenwege, wenn sie bewusst in der Nachfolge Christi beschritten werden.

Wilhelm Schamoni Glaubensbewusstsein und Kirchenentfremdung

135 Seiten, kart. Fr. 8.10

Der bekannte Verfasser nimmt in dieser Schrift Stellung zur seelsorglichen Situation unserer Zeit und behandelt dogmatisch jene Glaubenswahrheiten, die sich im Glaubensbewusstsein am stärksten zu verdunkeln drohen. Er untersucht zugleich die Frage, ob die relative Wirkungslosigkeit der heutigen Seelsorge in einer ungenügenden oder abgeschwächten Verkündigung dieser Glaubenswahrheiten in Kirche und Schule ihre Ursache haben.

Wilhelm Schamoni Kostbarkeiten

256 Seiten, Leinen Fr. 12.75

Wertvolle Schätze der Vergangenheit hat Schamoni in diesem Buch zu einer Schule des geistlichen Lebens zusammengetragen. Er schenkt mit ihnen einen tiefen Einblick in die Geistes- und Gedankenwelt grosser Heiliger und heiligmässiger Menschen und lädt dazu ein, mit den Heiligen zusammen betend und betrachtend tiefer in die Geheimnisse des Glaubens einzudringen und so dem Herrn immer näher zu kommen.

Herman Schell Verherrlichung und Gemeinschaft

Auswahl aus dem Gesamtwerk, herausgegeben und eingeleitet von P.-W. Scheele

439 Seiten, Leinen Fr. 22.20

Die Lebensarbeit des 1906 verstorbenen Würzburger Theologen Herman Schell verdient seit langem eine Rehabilitierung und neue Würdigung. Diesem Anliegen und einem leichteren Zugang zu seiner profunden Gedankenwelt dient dieser Auswahlband, der Schell selbst sprechen lässt. Er führt hin zur «Theologie des Geistes und des Herzens, des Denkens und des Lebens», die Schell zeitlebens suchte.

BECKET-VERLAG ZÜRICH



HERDER-BÜCHEREI

Die katholische Bildungs-
bibliothek in der Tasche
Monatl. 2 neue Bände, Fr. 2.80

J. P. Michael, Christen suchen Eine Kirche

Von den schmerzlichen Erfahrungen der konfessionellen Spaltung ausgehend, berichtet der Verfasser im 10. Bändchen der HERDER-BÜCHEREI von der äusseren und inneren Entfaltung der Oekumenischen Bewegung, von der Entstehung der «Evangelischen Kirche in Deutschland», der Lutherischen Kirche, des Weltrats der Kirchen, ihre inneren Spannungen, ihr Verhältnis zu Rom. Dabei treten die wesentlichen Unterschiede in Glauben und Lehre ebenso klar hervor, wie die Ansatzpunkte zu einer Wiederbegegnung.

Soeben sind ferner erschienen:

B. Simon, **Abbé Pierre und die Lumpensammler von Emmaus** (Bd. 12)

H. Queffélec, **Gott braucht die Menschen** (Bd. 13)

Bitte verlangen Sie unseren Prospekt!

VERLAG HERDER FREIBURG

das erfreulichste aller Karwochenbücher:

DIE LITURGIE DER KARWOCHE

Ausgabe D der SCHOTT-Ausgabe: lateinisch-deutsch mit allen Choral-Gesängen (Choralnoten mit den rhythmischen Zeichen)
in unserm handwerklichen Leineneinband Fr. 6.60,
ab 10 Expl. zu 5.85, 25 zu 5.50, 50 zu 5.30.

für Pfarreien, Vereine, Internate:

KOMPLET Sonderdruck aus dem
KATH. PFARRGOTTESDIENST
lateinisch (mit deutscher Uebersetzung),
Choralnoten mit den rhythmischen Zeichen,
in gutem Kartonumschlag: ab 100 Expl. zu —.55,
250 zu —.52, 500 zu —.50, 1000 zu —.48.

Buchbinderei **höchlifrey** BADEN bei Zürich
Tel. 056 / 2 67 41

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10/11.

Druck: H. Börsigs Erben AG., Zürich 8.

Abonnement- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Jährl. Fr. 12.—; halbjährl. Fr. 6.—. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. - Belgien-Luxemburg: Jährl. bFr. 170.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Société Belge de Banque S. A., Bruxelles, C. C. P. No. 218 505 — Deutschland: Vertrieb und Anzeigen, Verlagsanstalt Benziger & Co. AG., Köln, Martinstr. 20, Postcheckk. Köln 8369. Jährl. DM 12.—; halbjährl. DM 6.—. Abbestellungen nur zulässig zum Schluss eines Kalenderjahres, spätestens ein Monat vor dessen Ablauf. — Dänemark: Jährl. Kr. 22.—. Einzahlungen an P. J. Sträubli, Hostrupgade 16, Silkeborg. — Frankreich: Jährl. fFr. 680.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, Compte Chèques Postaux 1065, mit Vermerk: Compte attente 644.270. — Italien-Vatikan: Jährl. Lire 1800.—. Einzahlungen auf c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. — Oesterreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG., Innsbruck, Maximilianstrasse 9, Postcheckkonto Nr. 128.571 (Redaktionsmitarbeiter für Oesterreich Prof. Hugo Rahner). Jährl. Sch. 46.—. USA: Jährl. \$ 3.—.

Das Netz des Petrus

ein Konvertitenbericht, wie wir deren nur wenige besitzen: geprägt mit dem Zeichen lauterster Wahrhaftigkeit (und ohne jede Tendenz der Beschönigung und Schönfärberei), mit köstlichem Humor und mit einer packenden Sprachkraft gestaltet, kein Thema auslassend oder für tabu erklärend, wo immer es im Getübe dieses reichen Lebens auftaucht, ein Buch mit einem tiefen und warmen Atem, das jeden Leser reicher entläßt, ohne diese Bereicherung etwa bequem anzubieten. Das ausgezeichnete übersetzte Buch gehört in jede Bücherei und in die Hand all derer, die unruhig sind und nach der Wahrheit suchen Das neue Buch, Bonn

Das Netz des Petrus

... das Erinnerungsbuch eines Dänen, der zugleich ein echter Dichter ist. Dieser Bericht Peter Schindlers über seine Jugend, sein Elternhaus, seine Kameraden, über sein religiöses Sehnen und Suchen, seine Konversion und seinen Weg zum Altare und schließlich zur Ewigen Stadt, hat nichts Konventionelles; er ist vielmehr erregend. Das stofflich Interessante verbindet sich in diesem Bekenntnisbuche noch mit dem Frappanten einer formalen Gestaltung, so daß sich der Bericht geradezu wie ein Roman liest. Rheinische Post, Düsseldorf

Das Netz des Petrus

... eines der liebenswürdigsten und ehrlichsten Bücher, die mindestens seit Jahren von einem katholischen Priester in dieser Art geschrieben worden sind. Es gibt kaum eine Frage, die nicht gründlich und herzlich ganz offen berührt und besprochen wird, mit einem Verständnis und Takt für alle Seiten und so frischer Unmittelbarkeit, daß das Buch zur großen Schule für Geistliche und Laien aller Bekenntnisse werden kann. Manche Seiten sind nämlich von brennender Aktualität, und überall weht der Atem des Geistes als bestimmende Macht dieser Konversion. Ein Buch voll theologischer Wissenschaft und Leidenschaft in allgemein verständlicher und notfalls auch kräftig zupackender Aussage. Deutsche Tagespost, Würzburg

Das Netz des Petrus

Diese Selbstbiographie Schindlers ist durch und durch ehrlich, mannhaft gerade, sie vermeidet extreme Ablehnung ebenso wie blinde Anbetung, nirgends führt ein ungueter Konvertiteneifer die Feder bei diesem schlichten, tiefen Dokument eines Suchers, der dankbar ist, daß er zur Wahrheit gelangte und sie nun mit Mut und Konsequenz lebt. Reifer Humor blitzt überall durch die Zeilen. Jeder Gebildete wird dieses Buch mit Gewinn und Freude lesen.

Univ.-Prof. Dr. P. Ildefons Betschart OSB.

Das Netz des Petrus

VON PETER SCHINDLER

Übersetzung aus dem Dänischen von Viktor Waschnitius
364 Seiten, kartoniert DM 12.—, in Leinen DM 14.—

Durch alle Buchhandlungen

FRIEDRICH PUSTET REGENSBURG

Nachdruck mit genauer Quellenangabe gestattet: «Orientierung», Zürich